

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 36.

Berlin, Sonnabend den 23. März

1844.

### Frankreich.

#### Albert und Consuelo, oder der Bund der Unsichtbaren.

Schluss-Kapitel von George Sand's „Gräfin von Rudolstadt.“<sup>\*)</sup>

Wenn wir über Albert's und Consuelo's Leben seit ihrer Verheirathung ausführliche Dokumente und hätten verschaffen können, so bliebe uns ohne Zweifel über ihre Reisen und Abenteuer noch viel Anziehendes zu berichten. Doch wir können deine Wünsche nicht erfüllen, standhafter Leser, und von dir, ermüdet, erbitten wir nur noch einige Augenblicke Geduld. Wir verdienen hierfür weder Dank noch Vorwürfe. Von der romantischen Nacht an, in welcher der Bund unserer beiden Helden bei den Unsichtbaren gesegnet wurde, verlassen uns in der That fast alle Zeugnisse, auf welche sich unsere Darstellung bisher stützte; und dies ist der alleinige Grund unseres Schweigens. Die geheime Sendung, welche Albert und Consuelo zu erfüllen suchten, die zahlreichen Verfolgungen, denen sie ausgesetzt waren, mögen die Ursache gewesen seyn, daß sie mit ihrer Korrespondenz entweder vorsichtiger umgingen oder sie ganz vernichteten. Wir wissen nur, daß ihre Liebe ihnen hielt, was sie versprochen hatte, doch daß das Schicksal die Versprechungen brach, die es in jenen seltsamen Stunden ihnen zu geben schien, welche sie ihren Sommernachts- traum nannten. Im Uebrigen ist das Leben unserer Helden in so tiefes Dunkel gehüllt, daß sich selbst nicht ergründen läßt, wo die deutsche Residenz lag, in welcher ein Fürst, dessen Namen unsere Dokumente verschweigen, geschützt durch das Gewühl der Jagden und Feste, dem sozialen und philosophischen Bunde der Unsichtbaren zum Vereinigungspunkt diente und den größten Einfluß auf ihre Handlungen übte. Dieser Fürst führte unter ihnen einen symbolischen Namen, doch sind wir mit den Chiffren der Eingeweihten nicht vertraut genug, um zu entscheiden, ob er Christophorus, d. h. Christus-träger, oder Chrysothomus, d. h. Goldmund, hieß. Der Tempel, in welchem Consuelo getraut und in den Bund aufgenommen wurde, führte den poetischen Namen „der heilige Graal“, und die Richter des Bundes hießen Tempel. Es ist bekannt, daß der heilige Graal nach den Sagen aus dem goldenen Zeitalter des Ritterthums in einem geheimnißvollen Heiligthume tief in einer den Sterblichen unbekanntem Höhle verborgen war. Die Graalritter oder Tempelritter bewachten in dem Heiligthume den kostbaren Kelch, dessen sich Jesus bedient hatte, um das Abendmahl einzusetzen. Dieser Kelch umschloß die göttliche Gnade, welche symbolisch bald durch das Blut Christi, bald durch seine Thränen dargestellt wurde; wer dieses Bild der Gottesgnade nur erblickte, war geistig und leiblich umgewandelt und konnte, so lange er es sah, weder sterben noch sündigen. Die frommen Paladine, welche als irrende Ritter umherzogen, hatten keinen heißeren Wunsch, als den heiligen Graal zu finden. Sie suchten ihn zwischen dem Eise des Nordens, an den Küsten Frankreichs und in den Wäldern Deutschlands. Um ihr Ziel zu erreichen, stürzten sie sich in ähnliche Gefahren wie einst die, welche in die Gärten der Hesperiden zogen: sie kämpften mit Ungeheuern, mit den Elementen, mit wilden Völkern; sie gaben sich den Qualen des Durstes und Hungers preis und forderten den Tod in allen Gestalten heraus. Einige gelangten in das Heiligthum und wurden durch den Anblick des Kelches umgeschaffen; doch sie verriethen das Geheimniß nie; man erkannte ihr Glück nur an ihrer kräftigen Gestalt, an der Reinheit ihres Lebens und an der Unbezwinglichkeit ihrer Waffen; allein sie lebten, nachdem sie eine so hohe Weihe empfangen, nicht mehr lange, sondern gingen, wie Christus nach der Auferstehung, von der Erde über in den Himmel, ohne die Pforte des Todes zu sehen.

Dies war das Symbol, unter welchem die Unsichtbaren ihre eigenen Bestrebungen darstellten. Mehrere Jahre hofften sie, den heiligen Graal der ganzen Menschheit zugänglich zu machen; besonders Albert suchte mit glühendem Eifer ihre Lehren auszubreiten. Zugleich erhob er sich zu den höchsten Stufen des Ordens, und er muß lange Zeit hierzu gebraucht haben, da man

bekanntlich schon einundachtzig Monate bedarf, um die dreihunddreißig Grade des Freimaurer-Ordens zu erlangen; um die fast zahllosen Stufen in der mysteriösen Rangordnung der neuen Graalritter zu ersteigen, war jedoch weit längere Zeit erforderlich. Wir suchen nun durch das Labyrinth der Thaten und Schicksale der Unsichtbaren den irrenden Stern unseres jungen Paares zu verfolgen, und die Phantasie des Lesers mag ergänzen, was die Unvollkommenheit unserer Quellen zu wünschen läßt.

Es ist wahrscheinlich, daß Consuelo, als sie den heiligen Graal verließ, sich an den kleinen Hof zu Baireuth begab, wo die Markgräfin, Friedrich's Schwester, Paläste, Gärten, Lustwäldchen und Wasserfälle besaß, die im Geschmack des Grafen Hobiß zu Roswald, doch mit geringerem Aufwand, angelegt waren; denn diese geistvolle Prinzessin war an einen sehr unbegüterten Fürsten ohne Mitgift verheirathet, und sie hatte doch noch kurz zuvor Kleider mit recht ansehnlichen Schleiern und Pagen mit immer neuen Treppentritten gehabt. Ihre Gärten oder, um nicht in Hyperbeln zu sprechen, ihr Garten lag in einer reizenden Gegend, und sie ließ daselbst in einem antiken Tempel, der etwas an den Geschmack der Pompadour erinnerte, italienische Opern aufführen. Sie war eine große Philosophin, das heißt, eine Anhängerin Voltaire's; der junge Markgraf, ihr Gemahl, war dagegen das gefeierte Haupt einer Freimaurer-Loge. Wir wissen nicht, ob Albert mit ihm in Beziehung stand, oder ob er sich von diesem Hofe entfernt hielt, um später mit seiner Frau wieder zusammenzutreffen. Ohne Zweifel aber hatte Consuelo eine geheime Sendung an dem Hofe zu erfüllen, und sie lebte vielleicht in den ersten Zeiten ihrer Ehe absichtlich nicht öffentlich mit ihrem Gemahl zusammen, um die Augen der Menge, welche sie stets auf sich zog, nicht auch auf ihn zu lenken. Ihre Liebe erhielt hierdurch allen Reiz des Geheimnisses, und sie war zugleich eine stillschweigende Protestation gegen die bestehenden Verhältnisse, wodurch sie ihre Thatkraft und Begeisterung erhöhte.

Mehrere italienische Sänger und Sängerinnen entzückten damals den kleinen Hof von Baireuth. Die Corilla und Anzoleto erschienen daselbst, und Consuelo entbrannte in neuem Zorn gegen den Verräther, den sie erst kurz zuvor allen Qualen der Hölle übergeben hatte. Allein Anzoleto suchte schlau die Zürnende zu begütigen und Gnade vor ihr zu finden; der Ehrgeiz war jetzt die herrschende Leidenschaft des jungen Tenoristen; seine Liebe wurde von dem Verdruß, daß er noch immer nicht berühmt genug war, erstickt, und an die Stelle seiner Genußsucht schien Ueberfättigung getreten zu seyn. Er liebte daher weder die keusche Consuelo, noch die feurige Corilla, doch er suchte sich Beide geneigt zu machen, um sich an die enger anzuschließen, welche ihn bei seinem Streben, berühmt zu werden, unterstützen würde. Consuelo ertheilte ihm manchen freundlichen Rath, um die Ausbildung seines Talents zu fördern; die innere Aufregung, welche sie früher in seiner Nähe empfand, verlor sich, und sie bewies ihm jetzt durch Wort und That eine stille Freundschaft, durch welche sich Anzoleto's Eitelkeit bald verletzt fühlte, da er sah, daß er der Primadonna jetzt unbedeutend schien und keinen tieferen Einfluß mehr auf sie zu üben vermochte. So brach bald seine alte Lüge wieder hervor, und er begann neue Intriguen, als die junge Baronin Amalie von Rudolstadt mit der Fürstin von Culmbach, der Tochter des Grafen Hobiß, nach Baireuth kam. In jener Zeit sollen, wie indiscrete Berichterstatter versichern, ganz artige und unartige Dramen zwischen Consuelo, Amalie, Corilla und Anzoleto sich entsponnen haben. Die junge Baronin fiel in Ohnmacht, als sie in der Oper zu Baireuth plötzlich den schönen Tenoristen erblickte. Niemand wußte den Grund hiervon; doch Corilla's Scharfblick hatte in demselben Augenblicke auf der Stirn des Sängers ein eigenthümliches Leuchten wie den Stolz der befriedigten Eitelkeit wahrgenommen. Er stand bei der effektivsten Stelle seiner Rolle, und der Hof, durch die Ohnmacht der Baronin erschreckt, hatte nicht applaudirt; gleichwohl knirschte er nicht, wie sonst, einen Fluch zwischen den Zähnen, sondern um seine Lippen spielte das Lächeln eines vollständigen Triumphes. „Da hast du's“, flüsterte Corilla, als sie in die Coullisse trat, zu Consuelo; „er liebt weder dich, noch mich, sondern die kleine Thörin, die feinetwegen sich dem Gespötte preisgibt. Kennst du sie? wer mag sie seyn?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Consuelo; „doch ich kann dir versichern, daß er sie so wenig liebt, als uns.“ — „Doch wen liebt er denn?“ — „Sich selbst, al solito“, sagte Consuelo lächelnd.

Die Chronik erzählt, daß Consuelo am folgenden Morgen in ein entlegenes Bosquet der Residenz zur Baroness Amalie geladen wurde und daselbst folgendes Zwiegespräch mit ihr hatte. „Ich weiß Alles!“ rief ihr Amalie in sehr gereiztem Tone entgegen, ehe Consuelo zu Worte kam; „er

<sup>\*)</sup> Die Anfänge des Romanes, von welchem wir hier die Schlusskapitel liefern, haben wir in Nr. 98, 99 u. 100 des „Magazins“ vom J. 1843 mitgetheilt, wo die Verfasserin Friedrich den Großen und seine Jugendfreunde, so wie die ersten Vorstellungen im Berliner Opernhause, schildert. Nachmals haben wir in Nr. 102 u. 104 die Geschichte Consuelo's recapitulirt, von welchem Romane die „Gräfin von Rudolstadt“ die Fortsetzung bildet. Gegenwärtige Erzählung, als „Epilog“ des Ganzen bezeichnet, wird auch denjenigen Lesern, die jene Anfänge nicht kennen, vollkommen verständlich seyn, doch gewährt sie mit ihnen zusammen einen vollständigen Ueberblick der beiden letzten Werke George Sand's, welche damit zugleich eine Geschichte Ziska's und der Hussiten in Böhmen (vgl. Nr. 1 des Magazins von 1844), so wie eine Darstellung der Illuminaten und anderer mystisch-politischen Gesellschaften des vorigen Jahrhunderts, verbunden hat.



liebt Sie, Sie, Unselige, Sie, den lebendigen Fluch meines Lebens; Albert's Herz und auch das seine haben Sie mir entrissen."

"Das seine, Fräulein? Ich weiß nicht..."

"Verstellen Sie sich nicht; Anzoleto liebt Sie; Sie sind seine Maitresse, Sie sind es in Venedig gewesen und sind es noch."

"Das ist eine nichtswürdige Verleumdung, oder ein Argwohn, mein Fräulein, der Ihrer unwürdig ist."

"Die Wahrheit ist es. Er hat es mir selbst in dieser Nacht gestanden!"

"In dieser Nacht! Mit welchem Geheimnis machen Sie mich vertraut!" rief Consuelo, indem sie vor Scham und Schmerz erröthete. Amalie begann heftig zu weinen, und ohne es selbst zu wollen, wurde die gute Consuelo bald mit der ganzen unseligen Leidenschaft der Baroness bekannt. In Prag hatte Amalie Anzoleto zuerst auf der Bühne gesehen. Seine Schönheit hatte sie bezaubert, und da sie nichts von Musik verstand, so hielt sie ihn für den ersten Sänger der Welt und wurde durch die Anerkennung, die er in Prag fand, hierin bestätigt. Sie ließ ihn bitten, ihr Gesangunterricht zu ertheilen, und während ihr Vater, der alte Baron Friedrich, in seinem Lehnhuhl von schnaubenden Meuten und zum Tode gehegten Ebern träumte, erlag die Tochter der Verführung. Die Eitelkeit und die Langeweile stürzten sie ins Verderben. Anzoleto fühlte sich durch einen so glänzenden Erfolg geschmeichelt und wollte sich durch einen Skandal plötzlich zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit machen; er überredete die Baroness daher, sie habe Anlage, die größte Künstlerin ihres Jahrhunderts zu werden, er malte ihr das Künstlerleben als ein irdisches Paradies und drang stürmisch in sie, daß sie mit ihm entfliehen und auf dem Theater von Hay-Market in Händel's Opern debütiren solle. Amalie wies anfänglich den Gedanken, ihren alten Vater zu verlassen, als ein Verbrechen von sich, doch im Augenblicke, als Anzoleto Prag verließ, indem er sich über ihre Härte verzweifelt stellte, wurde sie wie von einem Taumel ergriffen und entfloß mit ihm.

Ihr Raub währte nicht lange. Anzoleto's übermüthiges und rohes Benehmen, das ihm von Natur eigen war, zeigte sich unverhüllt, sobald er nicht mehr den Verführer spielte, und es weckte die Baroness aus ihren Liebesträumen. Es war ihr daher fast angenehm, als sie drei Monate nach ihrer Flucht in Hamburg verhaftet und nach Preußen geführt wurde, wo man sie, auf Ansuchen derer von Rudolstadt, nach Spandau brachte. Doch der Schmerz über ihren Leichtsin war so schnell verfliegen wie ihre Leidenschaft; sie sehnte sich nur nach der Freiheit, nach der Behaglichkeit des Lebens und nach dem Ansehen, das ihrem Range zustand, und dessen sie sich selbst beraubt hatte. Ueber ihre persönlichen Leiden vergaß sie fast den Schmerz über den Tod ihres Vaters. Erst als sie freigelassen wurde, erkannte sie das ganze Unglück, das ihre Familie getroffen hatte. Doch scheute sie sich vor den Vorwürfen und Sittenlehren ihrer Verwandten; sie bat daher die Markgräfin von Vaireuth um ihren Schutz, und die Fürstin von Culmbach, die sich gerade in Dresden befand, hatte es übernommen, sie nach Vaireuth zu begleiten. An diesem philosophischen Hofe fand sie eine lebenswürdige Toleranz, welche Andere Leichtsin genannt hätten. Sie würde sich darum hier vortrefflich eingerichtet haben, wenn nicht die Zauberkrast, welche Anzoleto auf alle Weiber übte, auch sie plötzlich überwältigt hätte. Nach ihrer Ohnmacht war sie allein in den Garten gegangen, um Lust zu schöpfen; hier war Anzoleto zu ihr gestoben; das unverhoffte Wiedersehen und die Erinnerung an so viele Leiden, die sie seit ihrer Trennung erfahren, hatten ihr Herz weich gemacht und ihre Phantasie erhitzt. Sie liebte ihn auch jetzt noch, doch sie erröthete darüber, und sie gestand ihrer alten Gefanglehrerin ihre Fehler halb mit weiblicher Scham und halb mit philosophischem Eynismus. (Fortsetzung folgt.)

## Holland.

### Holländische Marinebilder.

Von Heinrich Smidt.

#### IV. Der Bote des Parlamentes.\*)

(25. August 1652.)

Der Ruiter hatte seinen Kreuzzug im Kanal beendet und die verschiedenen Convoi's, welche die holländischen Kauffahrer geleiteten, um sich versammelt. Mit einer Flotte von nur achtundzwanzig mäßig ausgerüsteten Schiffen hatte er einem weit überlegenen Feinde Troß zu bieten und sechzig Kauffahrer zu schützen, als er am Nachmittage des 25. August auf der Höhe von Plymouth, widriger Winde halber, vor Anker ging.

Der Commandeur selbst stand auf dem Hinterdeck des „Neptun“ und leitete das Ankern der Flotte. Der Wind wehte ziemlich scharf aus Nordost, und man mußte sich mit einem Pläze begnügen, der nicht die bedeutendsten Vortheile bot, wenn hier eine Schlacht geliefert werden sollte.

Im Rücken der holländischen Linie erblickte man einige Kreuzer; der Signalmesser rapportirte das Ansegeln des Ostindienfahrers „Strauß“ unter dem Kommando des Friesen Douwe Aukes, der acht Kauffahrer condoyirte und sich bestrehte, die Hauptflotte noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen; zu gleicher Zeit gewahrte man in weiter Ferne, fast verhüllt von den Schatten des hereindämmenden Abends, die englische Flotte, einundvierzig Segel stark, die unter dem Befehle Sir Georg Aescue's mit vollen Topplegeln heranschoß. Eine Stunde später lagen beide Flotten eine doppelte Schußweite aus einander. Alles war wohl vorbereitet, um zu jeder Stunde auch einem unerwarteten

Ereigniß zu begegnen; die gemessensten Befehle waren jedem einzelnen Schiffe ertheilt worden, und nach völlig eingebrochener Dunkelheit begab sich der Commandeur in seine Kajüte.

Da meldete der wachhabende Offizier das Heransegeln eines Loggers, der Feuer Signale machte und an Bord gelassen zu werden begehrte. Der Admiral ertheilte seine Ordres, und bald darauf legte der Logger, der eine englische Flagge führte, seitwärts. Er überbrachte eine Depesche Lord Aescue's. De Ruiter las. Der Inhalt kam ihm unerwartet; er ging einige Augenblicke nachdenkend auf und ab, dann setzte er sich und schrieb eine Antwort, womit der Logger sogleich unter Segel ging.

Der Commandeur ließ seinen ersten Lieutenant rufen und sagte: „Das Schreiben war von dem Kommandanten der englischen Flotte; er meldet mir, daß am Bord seines Admiralschiffes ein Bote des Parlamentes anwesend sey, der mit mir zu sprechen wünsche; er bitte daher um freies Geleit. Ich habe es zugesagt. Uebernehmt Ihr die Wache und sorgt dafür, daß der Gesandte höflich empfangen und, was er immer bringe, in gleicher Weise entlassen werde. Sendet auch Botschaft an die am meisten vorgerückten Schiffe, damit sie den Logger zur Nacht ungehindert passiren lassen. Zu gleicher Zeit aber habt ein wachames Auge, daß uns nicht der Verrath überrumpelt. Wir haben nur eine geringe Anzahl streitbarer Kräfte; der Feind ist uns bedeutend überlegen; aber im ehrlichen Kampfe denke ich ihm doch zu stehen. Mit Gott!“

Um die elfte Stunde legte der Logger zum zweiten Male an den Fallreep des Commandeur-Schiffes, und zwei Männer stiegen an Bord, die von dem diensthabenden Offizier empfangen und in die Staatskajüte geführt wurden.

De Ruiter empfing seine Gäste mit würdigem Anstande; er bot ihnen Sessel und kredenzte ihnen einen Becher Wein; dann entfernte er seine Offiziere und nahm den Fremden gegenüber Platz, um den Zweck ihres Kommens zu vernehmen.

Der Erste war ein großer, schöner Mann, und seine Uniform befundete, daß er den Rang eines höheren Schiffes-Offiziers bekleide. Der Andere war kleiner von Wuchs, sonst aber konnte man sein Aeußeres wenig beurtheilen, denn er hatte sich ganz in einen schwarzen Mantel gehüllt. Das Haupt bedeckte ein platter, breitkrämpiger Filzhut, doch schauten darunter zwei blihende Augen hervor, die sich fest auf den holländischen Befehlshaber hesteten.

„Da Ihr nicht das Wort nehmt, Ihr Herren!“ begann de Ruiter nach einer Pause, „so muß ich glauben, Ihr habt kein rechtes Vertrauen zu mir. Ich beheure Euch aber, daß ich Euch ein freies Geleit ohne allen Vorbehalt gegeben habe, und was auch immer Eure Botschaft seyn möge, Ihr werdet ungekränkt entlassen.“

„Wir setzen durchaus keinen Zweifel in Euer Wort“, entgegnete der Mann in der Uniform rasch. „Ich stelle mich Euch vor als Sir Georg Aescue, Vice-Admiral der englischen Flotte, und habe nur das Amt übernommen, diesen Herrn an Bord Eures Schiffes zu geleiten. Meine Pflicht habe ich erfüllt, und Ihr werdet mir erlauben, mich zu Euren Offizieren zu begeben, bis die Botschaft verkündet ward, die nur allein an Euch gerichtet ist.“

Sir Georg Aescue verbeugte sich mit seinem Anstande und verließ die Kajüte. De Ruiter blieb bei seinem geheimnißvollen Gast zurück.

Der Fremde stand rasch auf und legte den Mantel ab. Er trug ein einfaches lebrnes Wamms, ohne alle Abzeichen; an seiner Seite hing ein breites Schwert, auf welches er sich stützte. Sein Auge ruhte fest auf de Ruiter.

„Es ist schon spät“, sagte dieser, nicht ohne Zeichen der Ungeduld, „und morgen werden wir früh zur Arbeit gerufen; wenn also...“

„Die morgende Arbeit unterbleibt, mit Eurer Genehmigung.“

„Wie versteht Ihr das?“

„Wenn wir mit einander unterhandeln, und zu diesem Zwecke bin ich hier, so hoffe ich, wir werden uns verständigen.“

„Ist dies vielleicht die unerklärliche Botschaft? In der That, sie ist seltsam genug. Mit welcher Vollmacht kommt Ihr?“

„Mit meiner eigenen.“

„Mit Eurer eigenen?“ fragte de Ruiter mit Laune. „Ich bezweifle nicht, daß sie bedeutend genug ist; doch habe ich dies erst zu erwägen, wenn ich gehört, was Ihr von mir verlangt.“

„Ich will keinen Krieg mit Holland!“ sagte der Fremde rasch; „will ihn jetzt nicht. Wäre van Tromp's Leichtsin und Blake's Stolz nicht gewesen, ich hätte die Unterhandlungen in die Länge gezogen.“

„Nun ist es aber nicht geschehen, und England hat den Frieden gebrochen!“ antwortete der Niederländer mit großer Ruhe. „Was für ein Ausweg bleibt?“

„Ich finde einen“, sagte der Fremde mit großer Bestimmtheit; „dazu ist es aber nöthig, daß die Feindseligkeiten nicht weiter fortgesetzt werden. Hört Ihr, Herr Commandeur, nicht weiter! Darum lichtet Ihr morgen früh die Anker und segelt mit Euren Kauffahrern, wohin Ihr wollt. Aescue soll Euch nicht befehlen.“

„Das ist lustig genug!“ sagte de Ruiter. „Aber, mein Herr Abgesandter, wenn Ihr meint, daß wir Beiden wirklich befügt sind, im Namen beider Länder Krieg und Frieden zu schließen, so werdet Ihr doch irgend ein Papier, eine Vollmacht besitzen, welches die Bedingungen enthält...“

„Bedingungen? Versteht sich! Da, nehmt dies!“ Er überreichte dem Commandeur eine Schrift, welche dieser entfaltet und damit zum Tisch trat. Er las aufmerksam, aber mit jeder Zeile unvwölkte sich seine Stirn immer mehr, und kaum an das Ende gelangt, wandte er sich zornglühend um: „Wer darf es wagen, das in meine Hände zu legen!“

„Wie?“ fragte der Gesandte, einen Schritt zurücktretend.

\*) Vgl. Nr. 24 des „Magazine“.



„Was steht darin, als Unsinn, Tollheit!“ rief de Ruiter. „Oder wißt Ihr ein besseres Wort für das Unternehmen, einen Mann wie mich von seiner Pflicht abwendig zu machen? Noch einmal, wer schrieb das?“

„Ich!“ entgegnete der Gesandte fest.

„Und Ihr nennt Euch einen Abgesandten des Parlamentes? Wahrhaftig, dieses Dokument ist des Parlamentes würdig.“

„Was, Parlament! Sagte Euch, ich schrieb's! Ich!“

„Und wer seyd Ihr?“ fragte de Ruiter dringender.

„Sagt's Euch Euer Geist nicht?“ antwortete der Abgesandte. „Ich schrieb's! Ich! Englands Schwert und Gesetz! — Habt Ihr meinen Antrag erwogen? Rasch! Zögern ist mir unendlich!“

„Mir auch!“ entgegnete de Ruiter. „Ich glaube Euch zu kennen, Mylord, und bedaure, daß ich Euch nicht die Antwort geben kann, die Ihr vielleicht wünscht. Was Ihr in dieser Schrift den Niederlanden bietet, sind leere Versprechungen, ohne Gehalt und Garantie. Was Ihr mir persönlich bietet. . . Mylord! Wir liegen unter Englands Rüste; unter der Rüste des Landes, welches das freiste der Erde sich dünkt, und wo doch alle Gewalt zu den Füßen eines Einzigen liegt. Vielleicht giebt es dort Männer, die geneigt sind, ihre Ehre und ihr Vaterland um eines irdischen Vorteils willen hinzuworfen; bis in die Niederlande ist diese Sitte noch nicht gebrungen.“

„Ihr wagt es!“

„Barum nicht? Ehrlich und gerade heraus. Dies Dokument ist entwürdigend für Euch und mich. Von Eurer Hand ausgezeichnet, muß es einst der Geschichte anheimfallen, aber die Zukunft braucht unsere beiderseitige Schmach nicht zu kennen. Also. . .“ Er hielt die Schrift gegen das Licht; sie loderte in Flammen auf.

Der Abgesandte stieß zornig mit seinem Schwert auf den Boden; de Ruiter fuhr fort: „Mit dieser Schrift ist zugleich jede Erinnerung daran aus meinem Gedächtniß verschwunden. Mylord! Ihr kehrt wieder unter den Schutz Eurer Flagge, auf den Boden des Landes zurück, das Euch gebort; gebort inmitten Eurer Söldner ohne Groll eines Mannes, der unerschütterlich auf dem Wege des Rechtes verharret, aber Eurem Geiste und großen Gaben stets die schuldige Achtung zollen wird.“

Der Abgesandte konnte eine innere Bewegung nicht verbergen: „Und diese Empfindung ist stark genug, Euch einem gewissen Untergange entgegen zu führen? Unterliegen müßt Ihr bei der Uebermacht, die Euch bedroht.“

„Wie Gott will!“ sagte de Ruiter ruhig. „Er rufe mich; jeden Tag bin ich zur Rechenschaft bereit.“

„So falle! Du fällst als ein Mann!“ sagte der Abgesandte. „Ich habe wenige Menschen achten gelernt; Du bist einer dieser wenigen.“

Er gab das Zeichen zum Aufbruch. De Ruiter zog die Klingel. Der wachhabende Offizier trat mit Sir Georg Aescue ein; Beide blieben an der Thür stehen. Der Abgesandte hüllte sich in seinen Mantel:

„Aescue! Wir gehen an Bord! De Ruiter, lebt wohl, Euch bleibt meine Achtung! Wie es auch komme, Ihr habt einen Freund in Whitehall!“

Der diensthabende Offizier geleitete die Fremden auf das Verdeck zurück und beurlaubte sich am Fallreep. Gleich darauf stieß der Logger ab und segelte nach der Richtung, wo die englische Flotte lag.

Der erste Lieutenant begab sich in die Kajüte und berichtete, daß die Fremden den Bord des Schiffes verlassen hätten. De Ruiter bot ihm die Hand und sagte: „Morgen haben wir einen schweren Tag vor uns. Begebt Euch zur Ruhe und sucht die nöthige Stärke zu gewinnen. „Morgen, mein Freund, ist unser Ehrentag, wir fallen oder wir siegen.“

„Ich stehe an Eurer Seite!“ entgegnete der Lieutenant. „Verzeiht aber der ernstesten Stunde die Frage. Ihr blickt so feierlich. . .“

„Ich fühle mich leicht und frei! Vor einer Stunde war ich trüb und ernst gestimmt; dieser Besuch hat eine schwere Last von mir genommen! Denkt meiner in Eurem Nachtgebete und befehlt die Curigen in der Heimat dem Schutze Dessen, ohne Den kein Haar von unserem Haupte fällt. Gute Nacht!“

Der Offizier entfernte sich tiefgerührt. De Ruiter kniete mitten in der Kajüte hin und betete aus voller Seele. Seine Augen feuchteten sich, die gefalteten Hände hatte er erhoben: „Verleihe Du mir Macht und Stärke! Ohne Dich ist Alles thöricht Menschenwerk, und nur, wo Du mit Deiner Gnade wohnest, ist der rechte Sieg. Bewahre mich vor Uebermuth, wenn ich mein Werk gefördert sehe, und richte meine Seele auf, wenn ich der Gewalt unterliege. Alle, mein Herr und Gott, die in diesen Schiffen sich befinden und meinem Schutze anvertraut sind, empfehle ich Deiner allwaltenden Vaterhand. Siehe Du ihnen bei in der schweren Stunde des Kampfes und gieb ihnen die Freudigkeit des Gemüthes, die sie bedürfen. Dies vor Allem bitte ich: Gieb denen, die morgen in der Heimat Wittwen und Waisen werden, den Balsam des Trostes, damit sie in ihren Schmerzen nicht unterliegen, und laß Deine Gnade mit dem Geringsten unter uns seyn. Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“

Er stand auf, gekräftigt und gestärkt, und ließ sich an den Tisch nieder, wo die Karten aufgerollt waren. Er deutete die Stellung der Flotten an und machte den Schlachtenplan. Kein Schlaf kam in seine Augen. Als er Alles genau geprüft hatte, stellte er eine Ordre aus, welche den verschiedenen Capitainen noch vor der Schlacht mitgetheilt werden sollte. Dann setzte er sich hin, um an Weis und Kind zu schreiben, mußte er gleich über dies Beginnen lächeln, da er keine Möglichkeit einsah, dies Schreiben zu befördern. Als er geendet hatte, stützte er den Kopf in die Hand und versank in Gedanken.

Ein Geräusch störte ihn. Der Wokielmann schlug auf dem Verdeck das zweite Glas der Morgenwache an; ein leichter Schimmer des anbrechenden Tages fiel auf die Kajütensenster.

„Es ist Zeit!“ sprach der Commandeur vor sich hin und ging auf das Verdeck.

## Korsika.

### Sitten und häusliches Leben auf Korsika.

(Schluß.)

Wenn auch die Sitten der Korsen noch bedeutend von den französischen abweichen, so sind sie doch in politischer Hinsicht Frankreich aufrichtig zugethan. Was man von einer englischen, von der britischen Regierung besoldeten Partei behauptet hat, scheint aller Begründung zu entbehren. Vermuthlich hat zu dieser Meinung der Umstand Veranlassung gegeben, daß allerdings noch eine Anzahl Korsen, welche in der englischen Armee oder sonst in der Zeit von 1794 bis 1815 diesem Lande gedient, Pensionen von daher beziehen. Es sind aber ihrer nicht viele mehr, und überdies sind sie fast sämmtlich bejahrt und ohne allen Einfluß. Hierzu kommt noch, daß die Sprache, die Religion und der Charakter der Engländer bei den Einwohnern Korsika's viel zu wenig Sympathien findet, als daß jemals von dieser Seite etwas zu besorgen seyn sollte. Es ist den Engländern hier gerade so gegangen wie in Spanien, Sicilien, Italien, so wie mit Einem Worte überall da, wo der Zustand der Sitten und der Nationalität dem in Korsika gleichkam.

Auch bietet sogar der Stolz dieses Volks die sicherste Bürgschaft für ihre Anhänglichkeit. Die Franzosen sieht dasselbe keinesweges als Eroberer und Beherrscher an. Es erkennt sehr wohl, daß es vermöge der für beide Völker gleich geltenden Verfassung eben so gut Antheil an der Regierung über Frankreich hat, als die Franzosen an der über Korsika. Dafür sendet es eben so wie die Departements im eigentlichen Frankreich Abgeordnete in die gesetzgebenden Versammlungen und trägt durch diese zu Erlassung von Gesetzen bei, welche alle Theile des Staates mit gleicher Gültigkeit umfassen. Während es aus dem französischen Mutterlande Truppen in seine Städte und festen Plätze aufnimmt, sendet es seinerseits Offiziere und Soldaten in Frankreichs Garnisonen. Auch das seit fünfzig Jahren auf den verschiedenen Schlachtfeldern gemeinschaftlich vergossene Blut und der in denselben Reihen erkämpfte Ruhm mußte zur gegenseitigen Annäherung der beiden Völker viel beitragen und sie immer mehr an einander ketten. Endlich, um den Haupttriumph dieses Volkes nicht zu übergehen, hat es aus seiner Mitte Frankreich einen Herrscher gegeben und so demselben durch fünfzehn Jahre ein bei weitem härteres Joch auferlegt, als es jemals umgekehrt der Fall gewesen. Dafür wird aber auch das Andenken an Napoleon stets ein unauslöschliches Band zwischen Korsika und Frankreich bleiben — und dennoch ist merkwürdiger Weise Napoleon durchaus nicht der Held des korsischen Volks. Sein überall, im Saal der Reichen wie unter dem schlichten Dache des Armen, heimisches Bildniß findet man bei seinen eigenen Landsleuten kaum hier und da. Wenn man sich darüber wundert, wird einem aus jedem Munde die fast unveränderliche Antwort: „Ehre hat uns Napoleon allerdings gebracht, aber kein Heil“, eine Antwort, welche ihren Stolz und die Bitterkeit, die sein Andenken hervorruft, treffend bezeichnet. Sampiero dagegen und Paoli, besonders Letzterer, das sind die Helden des Volkes. Paoli's Namen hört man überall mit Liebe und Verehrung aussprechen, sein Bildniß tritt einem an allen Orten entgegen, in jeder Hütte ist es zu finden. Zu welchen Irthümern, Fehlgriffen und Uebereilungen Paoli am Ende seiner politischen Laufbahn von seinem Patriotismus sich auch hat hinreißen lassen, in ihm sah doch der Korse den eigentlichen Vertreter seiner Unabhängigkeit und seiner Nationalität, während Napoleon aus Rücksicht für sein neues Vaterland nur mit Widerwillen sich an seine Abkunft zu erinnern schien und gegen sein Heimatland undankbar wurde. Völker wie Individuen verzeihen solche Täuschungen nicht; je mehr man von ihm gehofft hatte, weil er viel vermochte, um so mehr grollte man ihm, weil er wenig that.

Aus der obigen Schilderung des Familien-Lebens und der Familien-Verhältnisse in Korsika wird man auf das Vorhandenseyn eines zahlreichen Klerus geschlossen haben. Ich muß hinzusetzen, daß er im Allgemeinen geringe Aufklärung besitzt und überhaupt seinem Berufe wenig entspricht. Wie könnte es auch anders seyn, da er sich aus allen jüngeren Söhnen der reichen wie der armen Familien ergänzt, und da diese vermöge der Landesitte und des väterlichen Willens nur die unabänderliche Wahl zwischen dem Priester- und dem Soldatenrock haben, ohne daß ihre Neigungen und Anlagen auch nur im Geringsten berücksichtigt werden. Auch findet man nicht selten in einem kleinen Dorfe fünf oder sechs Geistliche, ohne irgend eine andere Beschäftigung, als ihr Brevier abzubeten, sich selbst und Anderen zur Last und so ihr Leben hinbringend, bloß zur Verherrlichung der hergebrachten Sitte, welche Jeden zur Ehelosigkeit verdammt, der nicht das Glück hat, der Erstgeborene der Familie zu seyn. Diese Priester, den größten Theil ihres Lebens ohne Ansehen und Einfluß, durch ihre Unwissenheit und ungezügelter Leidenschaften allen vom Müßiggang hervorgerufenen Schwärmereien und Aufregungen zugänglich, zeigten sich ehemals als die eifrigsten Anstifter von aufrührerischen Bewegungen und Unordnungen. Seitdem hat sich, wie man anerkennen muß, dieser Zustand der Dinge nach und nach zum Besseren gewendet, obgleich die Geistlichkeit in Korsika, zum größten Theil in den italiänischen Seminarien erzogen, vielleicht noch heute denjenigen Theil der Bevölkerung ausmacht, welcher französische Bildung am wenigsten in sich aufgenommen. Der jetzt hervortretende Fortschritt in dieser Hinsicht ist allein dem gegenwärtigen Bischof von Ajaccio, Casanelli, zu verdanken. Lange Zeit an der Spitze einer der Diözesen Frankreichs, von einem Alles umfassenden und ausgezeichneten Geiste, unermüdet in der Erfüllung seines hohen und schweren Berufes, hat er schon weisse Reformen eingeführt



und insbesondere darauf hingearbeitet, den Eintritt in den geistlichen Stand zu erschweren, indem er von denjenigen, welche sich demselben widmen wollen, für ihren Beruf zu demselben, für ihre Moralität und ihre Kenntnisse strengere Bürgschaft verlangte, als bisher der Fall gewesen war.

Daß in Folge der Revolution von 1789 die Klöster verschwunden sind, darf ich als bekannt voraussetzen; wenigstens haben sie aufgehört, Mönchen ein Asyl zu gewähren; heute sind es bloß noch mehr oder weniger erhaltene Ruinen, welche anzeigen, daß man bei ihrem Bau weniger einen geschmackvollen Baustyl und die Vorschriften der Architektur oder die Bequemlichkeit der inneren Einrichtung vor Augen hatte, als das Bedürfnis, Schutz gegen Angriffe zu finden, die man nur zu oft durch selbst begonnene Feindseligkeiten hervorgerufen hatte.

Ein sehr schwerer Vorwurf, den man der korrischen Geistlichkeit mit Recht machen kann, betrifft ihre geringe Beachtung der gesetzlichen Vorschriften hinsichtlich der Ehen. In der That wird es nur zu oft durch ihre Nachlässigkeit oder wohl gar sträfliche Nachsicht vielen Bauern in diesem Lande möglich, in Bigamie zu leben, ohne der gesetzlichen Strafe zu verfallen, und so einen Zustand der Dinge herbeizuführen, der gegen alle Moral streitet und geeignet ist, vielfache Gelegenheiten zu Beschwerden und Feindschaften hervorzurufen.

Ein Paar, das sich vereinigen will, hat weiter nichts zu thun, als vor seinem Seelforger sein Vorhaben, eine eheliche Verbindung einzugehen, kund zu thun, und kann in den meisten Fällen darauf rechnen, daß derselbe, sey es aus halbem Zwang, sey es aus Gefälligkeit oder Bequemlichkeit, die Einsegnung nicht versagen wird, ohne sich darum zu kümmern, ob die Ehe der Vorschrift gemäß auch schon bürgerlich geschlossen sey. Später macht sich derselbe Ehemann kein Gewissen daraus, mit einer anderen Frau den entgegengesetzten Weg einzuschlagen, nämlich die Ehe bürgerlich vor dem Maire des Ortes zu schließen und so ein Verhältniß einzugehen, das weder mit der katholischen Religion, noch mit dem französischen Gesetz vereinbar ist. Das Seltsamste aber bei der Sache ist der Umstand, daß beide rechtmäßige Ehefrauen, die eine vor Gott, die andere vor dem Gesetz, unter demselben Dache in einer für uns allerdings schwer begreiflichen Verträglichkeit leben, indem jede von ihnen, ohne irgendwie dem Schicksal vorzugreifen, diesem die Entscheidung über ihre Zukunft anheimstellt und mit Ergebung dem Augenblicke entgegenharrt, wo durch den Tod der einen das Recht der Ueberlebenden eintritt und dieser gestattet, alles das, was zur Vollgültigkeit ihrer Ehe fehlt, zu ergänzen und nachzuholen. Solche Doppelleben findet man besonders in dem westlichen Fiumorbo genannten Theile von Korsika.

Was die Kinder aus bloß kirchlich geschlossenen Ehen betrifft, denen das Civilgesetz Namen und Rechte beilegt, welche bei uns als durchaus nicht beneidenswerth gelten, so sind sie in Korsika ihren legitimen Geschwistern in gemeinen Leben ganz gleichgestellt. Es ist auch ganz natürlich, daß man da, wo man schon bei Eingehung der Ehe, wo man doch auf den Fall zu erwartender Kinder Bedacht nehmen konnte, mit den vorgeschriebenen Formalitäten es nicht genau nahm, auch später auf die größeren oder minderen durch die Gesetze bestimmten Rechte der Kinder einen geringen Werth legen wird; und in der That macht man in der Familie selbst gar keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Kindern; der Vater theilt das Vermögen unter sie nach der Sitte oder seinem Willen, und jedes von ihnen unterwirft sich seiner Entscheidung ohne den geringsten Widerspruch, um so mehr, als dieser nicht immer gefahrlos seyn würde, da es dem zurückgesetzten Bastard zuweilen einfällt, seine Büchse zu erproben und zu sehen, ob sie wohl eben so weit tragen möchte, als ob sie dem legitimen Sohne angehörte.

Man könnte hier noch eine andere allerdings nur selten vorkommende Sitte erwähnen, wonach die Verlobten in einer Art Versuchsehe leben, die wie jede andere Ehe betrachtet wird, außer daß ihr die kirchliche und civilgesetzliche Gültigkeit abgeht. Daß eine solche an Ungebundenheit und Gesetzlosigkeit die oben geschilderte noch weit übertreffende Verbindung wegen der oft dabei vorkommenden Verführungen und Täuschungen zu blutigen Feindseligkeiten Veranlassung wird, kann man sich denken. Erst im Laufe des vorigen Jahres hat sich in der Nähe von Sartene ein solcher Fall der Blutrache ereignet. Das Opfer, Namens Piedinelli, war dieser Sache unschuldig gefallen, denn er hatte seiner Verlobten den Schwur nicht gebrochen, aber er mußte mit seinem Tode für eine Sitte büßen, welche so arg gegen alle Moralität und Gesetze verstößt.

## China.

### Aus dem Briefe eines Engländers in China.

Amoy \*) hat ungefähr die Größe einer Stadt vom dritten Range in England; aber seine Bevölkerung muß ungeheuer seyn, da die Straßen so

\*) Amoy oder Emod (genauer Ha-moy) ist der Name dieser wichtigen Hafenstadt im Dialekte von Fu-kien. In Canton heißt sie Ha-mun; in Kiang-nan, Hia-men, und in Peking, Sia-moy. „Ihre Lage“ — sagt Karl Ritter — „gerade der großen Insel T'ai-wan (Formosa) und der zwischen inne liegenden Gruppe der Pescadore-Inseln gegenüber, welche reich an Anker-Stationen für die Vorübersegelnden durch den Formosa-Kanal, auf der Straße von Hinter-Indien nach Japan, sind, hat ihr in den Augen der europäischen Schiffer in früherer Zeit, da diese auf jenen Gestade-Inseln ihre Stationen zu fixiren suchten, einen besonderen Werth gegeben.“ — So lange die Holländer auf Formosa eine Niederlassung hatten (1620—62), wählten sie Amoy zum Stapelplatz ihres dortigen Handels.

eng und mit Menschen überfüllt sind. Es ist eine der schmutzigsten Städte, die ich jemals in China oder anderwärts gesehen; aus allen Ecken dringt uns der widerlichste Geruch entgegen und zwingt uns fast, an die Küste und zurückzuziehen. In jeder Richtung brennen Steinkohlenfeuer, an denen man Speisen jeder Art kocht und schmort. Die innere Stadt ist von einer Mauer umgeben und klein, aber luftiger und im Ganzen auch reinlicher als die Vorstädte. Man geht überall auf wahren Fußpfaden, da es hier keine Art von Fuhrwerk giebt. Ich sah einen Stall mit wenigen plumpen Pferden, die einer obrigkeitlichen Person angehören und vermuthlich zum Reiten benutzt werden.

Der Handel, welcher hier getrieben wird, muß sehr lebhaft seyn, da so viele Schiffe und Dschonken vor der Stadt liegen. Als ich im September (1843) zu Amoy mich befand, zählte ich etwa ein Duzend größtentheils englischer Schiffe und einige hundert chinesische Dschonken. Opium (so?!), Baumwolle, Baumwollen-Garn und wollene Tuche von englischer Fabrik scheinen die vornehmsten Artikel des Handels mit Europäern zu seyn und werden von den eingeborenen Kaufleuten die Flüsse hinan ins Innere verführt. Die Dschonken verkehren stark mit Formosa und den verschiedenen Städten an der Ostküste.

Während meines hiesigen Aufenthalts machte ich beständige Ausflüge, fuhr bisweilen in meinem San-pan (kleinen Boote) die Flüsse weit hinan und trieb mich in der ganzen Gegend zu beiden Seiten ihrer Ufer herum. Oft führten mich meine Exkursionen in kleine Städte oder Dörfer, deren Bewohner mir die freundlichste Aufnahme gewährten. Nur einmal, und zwar auf der Insel Amoy selbst, in bedeutender Entfernung von der Küste, tönte mir aus vielen Kehlen „Wei li san-pan so-ki“ (Fort in Deinen Kahn, Freund!) entgegen; ich aber that das Gegentheil, ging beherzt auf den Haufen los und hatte schon nach wenigen Minuten Alle in die beste Stimmung versetzt, obwohl ich nur ein paar Worte ihrer Sprache verstand. Die alten Männer reichten mir gefüllte Tabackspfeifen, und die Knaben liefen hin und her, um mir Blumen zu pflücken. Als ich jedoch meine Schritte ihrem Wohnorte zu lenkte, kamen sie in einige Verlegenheit; sie gaben mir zu verstehen, ich könne in anderen Gegenden, wohin sie deuteten, mehr Blumen bekommen; auch umziehe sich der Himmel, es werde bald regnen, und ich thäte am besten, wenn ich schleunigst mein San-pan bestiege. Ich entgegnete lachend: Wei li san-pan man-man (Werde mein San-pan nach Gemächlichkeit bestiegen!), und ging nach wie vor dem Dorfe zu. Als sie sahen, daß ich hartnäckig blieb, liefen die Kinder vorweg, um meine Annäherung zu melden, und bei meiner Ankunft war schon die ganze Gemeinde in Bewegung, um den „fremden Teufel“ zu schauen. Die Verschämteren des schönen Geschlechts guckten durch halb geöffnete Thüren und hinter Ecken hervor. Es war eine drückende Hitze; ich ließ mich im Schatten einiger Banianen nieder und war bald von einigen hundert Gassern jedes Alters und Geschlechts umringt. Meine Kleider und verschiedene andere Artikel, die ich mit mir führte, wurden launig kritisiert; Einige guckten sogar in meine Rodtasche, und Andere bestürmten meinen chinesischen Bedienten mit Fragen, wer ich sey, von wannen ich käme und was ich hier wollte. Hier wie anderwärts glaubten Viele, ich sey ein Arzneiverständiger; zuweilen brachten mir Mütter ihre Kinder, damit ich sie von Hautkrankheiten kurirte, denen sie sehr ausgesetzt scheinen; und ich verordnete dann solche Mittel, die ihnen wenigstens nicht schaden konnten. Ich darf mir vielleicht schmeicheln, daß ich in den meisten dieser Flecken und Dörfer einen guten Eindruck hinterlassen und so mein Scherflein dazu beigetragen habe, um den Chinesen jener Gegend eine vortheilhaftere Meinung von uns beizubringen.

Die Insel Amoy ist sehr hügelig, und die Hügel bestehen nur aus Kies und nacktem Gestein, ohne eine Spur von Vegetation. Nur hin und wieder trifft man in den Thälern und Hohlwegen vergleichsweise fruchtbare Stückchen Landes, die mit süßen Kartoffeln, Erdnüssen, Reis und einigen anderen Stapel-Produkten bepflanzt werden.

## Mannigfaltiges.

— Schutzölle und Bettdecken. In einem Lande mit sehr hohen Schutzöllen, mag es nun Rußland oder Frankreich heißen, hat der Finanz- und Handels-Minister gewiß eine überaus schwierige Stellung. Die zu hohen Schutzölle haben das mit den zu kurzen Bettdecken gemein, daß sie auf der einen Seite bloßstellen, was sie auf der anderen beschützen. Jeder will nur den eigenen Erwerb geschützt sehen ohne Rücksicht darauf, daß dadurch dem Anderen der seinige erschwert wird. Was geht mich der Garnspinner an, denkt der Landpächter, der auf einen hohen Getraidezoll besteht, und dem Garnspinner wird darum sein Stückchen Brod noch mehr vertheuert. Dagegen sorgt dieser wieder dafür — wie wir es z. B. in Rußland sehen — daß die große Masse des Volkes, die aus Bebauern des Bodens und Gewinnern von Naturerzeugnissen besteht, in das schlechteste Zeug sich kleide, das irgendwo in der Welt fabrizirt wird, und dieses viel höher bezahle, als in anderen Ländern das beste und geschmackvollste kostet. Sehr richtig bemerkt ein neuerer Schriftsteller: Der größere Theil unserer National-Ökonomen und Verwaltungs-Männer hat sich eine Aufgabe gestellt, die völlig unlösbar ist: Sie wollen nämlich ein Mittel finden, alle Interessen des Landes zu befriedigen, und wagen doch nicht, die Zustände zu ändern, in Folge deren diese Interessen einander völlig entgegengesetzt sind, so daß das eine nur auf Kosten des andern befriedigt werden kann.